

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Wenn es wo brennt.

Von Oskar Maria Graf, München.

Hüte dich, lieber Leser, niemals Kritik zu üben an — beispielsweise — unserer ländlichen bayerischen Feuerwehr! Es könnte dir dabei wirklich ergehen, wie es dem Brittinger-Anton ergangen ist, damals, als der Friedlbauernhof in Dffelfing ein Opfer der Flammen wurde.

Die Geschichte ist ebenso lehrreich für einen Fremden, der zufällig in unser Land kommt, als aufschlußreich für den Erforscher der bäuerlichen Seele, des berühmten bayerischen Gemüts.

Dffelfing liegt in einer kleinen Mulde, aber doch höher als die umliegenden Dörfer. Rechts, Athing zu, ist Wald; links, gegen Heimerthausen, breitet sich freies Feld aus. Das ganze Dörflein besteht aus acht Häusern, das heißt: eigentlich ist nur der Friedlbauernhof dort erwähnenswert; was da sonst noch herumsteht, hat höchstens zwei, drei Tagwerk Wiesengrund und schließlich ebensoviel Holz. Der Friedl darf, gering gerechnet, auf siebzig Tagwerk Waldung und sechzig Tagwerk Wiesen- und Ackerland eingeschätzt werden.

In Athing wachte eines Nachts die Riedl-Theres auf und sah in der Dffelfinger Strichweite Feuerflammen. Sie weckte den Adam. Man schaute eine Zeitlang in die Gegend und kam dann überein, daß das in Dffelfing sein könnte. Der Adam zog sich vollends an und weckte den Schmalzinger-Pauli und schlug dann allgemein im Dorf Lärm.

Um es kurz zu sagen, es kamen also, im Verlauf einer Stunde, die meisten Athinger Feuerwehrmänner zusammen und schauten in die Gegend.

„Dös ist z' Dffelfing, spannt's ein, Pauli!“, sagte endlich der Adam, und der Brittinger-Anton tat sich besonders wichtig. Er war fünf Jahre bei der Marine und hat überhaupt ein großes Maul, wenn was los ist.

„Dös ist doch seiner Lebtag nicht z' Dffelfing! . . . Ah! . . . Dös is doch, meiner Schätzung nach seine acht Stund weg! . . . Dös ist z' Ampfelberg droben, sag ich!“ erklärte der Pauli. Und alle schauten wieder in die Gegend. Im Pfarrdorf Allkirch fing es inzwischen zu läuten an. Sonst war es weit und breit still. „Hör's ihr's denn nicht! . . . Dös is z' Dffelfing, sag ich!“ rief der Brittinger-Anton und setzte hinzu: „Wenn's z' Allkirch läuten, muß doch in der Näh' sein!“ Aber der schwacht viel, wenn der Tag lang ist.

Es entwickelte sich nun im Verlauf der nächsten halben Stunde folgendes Gespräch zwischen den Athinger Feuerwehrleuten.

Nachdem der Schmalzinger-Pauli den Anton einmal gründlich zurechtwies, ob er vielleicht glaube, daß seine „Koff“ überhaupt nicht zu raften brauchen, sagte der Argelsberger gelassen: „Wie sowas den Himmel färbt, hmhm! . . . Dös muß scho ein hübscher Hof sein!“

Darauf der Penzinger: „Da, mein' ich, brennert 's ausdroshene Korn auch mit, well's gar so speibst, 's Feuer.“

„Jaja . . . steht ganz danach aus,“ antworteten einige.

„Dös is überhaupt viel weiter weg noch . . . dös ist im Gebirg droben, sag ich . . . Ich weiß' meinen Kopf, daß 's im Gebirg droben ist,“ hierauf der Schmalzinger-Pauli.

„Ich möcht' doch annehmen, daß wenn's z' Dffelfing brennert, daß nachher die Heimerthausener Feuerwehr zu hör'n oder zu sehen wär,“ warf der Penzinger hin und alle nickten.

„Freiß, freiß! . . . so mir nichts dir nichts treibt man doch bei der Nacht d' Koff nicht raus,“ meinte der Pauli wiederum.

„Muß, scheint sich doch in der Näh' sein,“ wagte der Riedl-Adam einzuwerfen.

„Hahm, hahm, es brennt! . . . es brennt wirklich,“ brümmelte der Ampleher-Andres vor sich hin.

„Aufpaßt werden's halt wieder nicht haben . . . Mit'm Licht in 'n Heustadel gegangen sein,“ meinte der Penzinger, und der Pauli wiederholte, daß die Brandstelle mindestens acht, wenn nicht gar zehn Stunden weit weg sei.

„Ja, Himmiherrgott! . . . Wird jetzt eing'spannt oder nicht?! . . . Ich stell' mich doch nicht die halbe Nacht in die Kälten raus, Kreuz-

truzifig!“ donnerte plötzlich der Brittinger-Anton und rief damit eine Erregung hervor, die man sonst nicht gewohnt ist in Athing.

„Da! . . . horcht 's! . . . Dös ist die Heimerthausener Feuerwehr!“ schrie während des Streitens plötzlich der Riedl-Adam, und tatsächlich hörte man auch ein Wagenrollen und ein Trompeten den Allkirchener Berg hinunter.

„Ich mein' . . . spann'n mir doch ein, Pauli?“ sagte jetzt der Argelsberger gelassen, und schließlich und endlich fuhr die Athinger Feuerwehr zum Torj hinaus. Es war stockdunkel. Man fuhr vorsichtig im Schritt. Man unterhielt sich eifrig.

„Hahm . . . wirklich brennt's, hahhahm,“ brummte der Ampleher-Andres in einemfort.

„Wenn's z' Dffelfing ist, warum sagt man uns denn dös nicht!“ rätionierte der Pauli misstrauisch. „Kunn't doch wissen, daß man seine Koff' raften lassen will . . . Aber ich sag' einmal soviel — es ist nicht z' Dffelfing. Dö Heimerthausen fahr'n ja wegen jedem Scheißdred, dö prokerten Hengst, dö prokerten . . . Mit ihrem neuen Feuerwehrwagen kann's der Teufel mehr aufhalten . . .!“

„Jetzt, ich sag soviel, sowas muß bei der nächsten Gemeindeversammlung auf's Tapett kommen,“ forderte der Argelsberger und der Penzinger stimmte bei.

„Werd's es sehn, daß ich recht g'habt hob . . . mir fahrn auf Dffelfing und im Gebirg droben brennt's!“ rief der Pauli beharrlich, und als man bereits in die Riedlweite des Feuers kam und der Brittinger-Anton triumphierend schrie, wer jetzt recht gehabt hätte, wurde der Schmalzinger derart wütend, daß er ihm nahelegte, wenn er jetzt nicht bald das Maul halte, lehre er ganz einfach um.

Als man auf der Brandstätte ankam, hatten die Flammen bereits den ganzen Friedlhof eingekäschert. Wütend sprang der Pauli vom Wagen und auf den Friedlbauern los und schimpfte ihn nicht wenig zusammen.

„Sowas gibt man uns doch zu wissen, beim Teißt neint! . . . Hatt' denn ganz und gar kein Hirn nimmer?“ schrie er, und als der jammernde Friedl nichts darauf erwiderte, wandte er sich an die Athinger Mannen und kommandierte: „Antreten, sprihen!“

Es dröhnte über allen Lärm hinweg, Dummerweise aber hatte man die Schläuche vergessen, und als der Pauli das sah, schlug er mit aller Wucht dem Brittinger-Anton eine ins Gesicht und schrie wie ein Irrsinniger herum. Die beiden gerieten in ein Handgemenge und mußten mit Gewalt auseinandergerissen werden. Der Gendarm von Kaufschbach, der zugegen war, wollte sich einmischen und drohte mit „Aufschreiben“.

„Wos?! . . . Wos willst'!“ schrien mit einemmal die beiden Käufer und nahmen eine drohende Haltung gegen den Gendarm an.

„Wos, Du stinkfauler Brotsreffer, Du . . . Du möchst dös große Wort da führ'n, Du . . .!“ bellte der Pauli, und der Beschimpfte hielt es schließlich für ratsam, in der Dunkelheit zu verschwinden.

Die Sache endete damit, daß der Pauli unter Protest bekanntgab, so was, daß ein Gendarm bei einem Brand dabei sei, dürfe absolut nicht mehr vorkommen. Alsdann wendete er sich dem Friedl zu, denn er gehört in unserer Gegend zu den führenden Persönlichkeiten, der Schmalzinger-Pauli.

„Mindviech, saudumm's!“ schrie er den Friedl an, „wenn ich so einen Hof hab, geh ich doch in die Rückversicherung! . . . Ich wär froh, wenn's mir mein' Hof abbrennen täten. . . . Jetzt steinst und jammerst, so häßtst ein nagelneues Haus herbaut kriegt . . . da hast es jetzt!“

Und nachdem man allgemein zur Ansicht kam, daß hier nichts mehr zu retten war, fuhr man scheidlich und friedlich wieder nach Athing zurück.

„Ich hab's ja gleich g'sagt, daß brennt!“ war das letzte Wort des Ampleher-Andres, als man endlich in tiefer Nachtstunde alles wieder unter Dach und Fach gebracht hatte und auseinander ging.

Nichtsdestoweniger beschloß man bei der nächsten Gemeindeversammlung, die sehr stürmisch verlief, überhaupt nicht mehr einzuspannen, wenn nicht vorher gemeldet würde, daß und wo es brenne. —

# Buenos Aires.

Von Alfons Goldschmidt\*)

Diese Stadt ist alt und doch nicht geworden, sie hat eine Geschichte, aber keine Tradition. Sie kam von außen, mit dem Lande selbst hat sie keine Gemeinschaft. Es ist das Problem Petersburg in Argentinien, das Problem kapitalistische Rüstengroßstadt, Mobilisierungsmaschine, die gegen das Land stößt. Sie ist handels-europäisch und handelsnordamerikanisch, sie ist geheizt und schwül, schlecht hingelagert und ungesund, Steinschachbrett mit einseitigen und angeführten Part. und Willensgeschmacklosigkeiten. Die Meerwinde hier sind nicht gut, senkrechte Sonnen, Feuchtigkeit und springende Kälten. Eine Architektur und ein Wetter ohne Klima. Es ist keine Stetigkeit in dieser Stadt. Sie ist quadriert, aber nicht organisch. Welche Stadt gefällt Ihnen besser, Buenos Aires oder Cordoba? Frage mich der Präsident des Landes. Cordoba sagte ich, denn Cordoba gehört zu diesem Boden, Buenos Aires gehört zum internationalen Kummel.

Eine schwüle Kaferei stürzt dir entgegen, ein Autotatarakt am Eingang der Avenida de Mayo. Es ist die Stolzstraße der Zivilisierten, ein furchtbarer Druck gegen die Kultursehenden. An den Enden Officialpaläste der Regierung und des Parlamentes, und gleich hörst du, was bei ihrem Bau gestohlen wurde. In Goldpesos geschätzt. Es ist eine Genugtuung in dieser offenen Heimslichkeit. Sie sagen: Nicht wahr, wie reich ist dieses Land, daß seine Ober- und Unterhaltenen Millionen Goldpesos stehen können? Brüderfreude speidelt aus dieser Mitteilung und der Geschäftsneid Abseitiger.

Sie führen dich durch quetschende Straßen und zeigen dir mit Brustwurf die Brillanten der Calle Florida. Sofort weist du: hier wird teures Fleisch gehandelt, der Prostitutionsruhm der Stadt ist berechtigt. Wo Brillanten blühen, stinkt die Bürgerehe. Nicht die Organisierung der Lustreserve überrascht dich, das „reformierte“ Fleischausbeutungssystem, das System der Einzelhäuser in jeder Quadra, mit einer Frau und einer reizlosen Alten. Sie wollen so die Truckerpressung, den Verkauf von Brustarbeit gegen Schuldnechenschaft bekämpfen, den Rehdruk des Zuhälters, den wüsten Kuppelmord der Massenbordelle. Aber es ist nur ein Formwechsel, kein Wesenswechsel. Die Abhängigkeit bleibt, der Zuhälter wird jetzt Grundstückspekulant, Hochmieten fordern eine entsehlische Arbeit bis zum Berredden. Fünfzehn Mann in einer Stunde sah ich in einen solchen Käfig schleichen. Und wieder erlebte ich dieses: je geschwiegelter, humanitätsblasender die Technik, um so entsehllicher die Ausbeutung. Es ist nur eine neue Regelung des Geschäftes, das Geschäft selbst wird intensiviert, aber nicht geändert. Sie sprechen im Lande von den Kastans, von einem Massenmädchenhändler Matroff. Damit benennen sie die Vampire. Ich weiß nicht, ob die Stinkfrage von dem fliehenden Lustspekulanten begründet ist: sicher nützen nicht nur Kastane und Matroff, es nützen der ganze Terrainwucher bis hin zu den Salbungsvollen, die eine geschmierte Moral frech vom Delberg verkünden.

Diese Stadt verbraucht Menschen. Sie stößt Menschen nach dem Beso, sie raubt ihnen den letzten Bestimmungs Augenblick. Es lacht durch die engen Parallelen, du merkst doch nichts von dem leisen breiten Dröhnen der Produktion; es ist Handelskapitalismus.

Es ist Reklame, Zivilisationsreklame, d. h. Reklame für den Geldbeutel. Handelskapitalistische Stadtverwaltungen sorgen zuerst für Paläste und dann für Wohnungen. Zuerst für Parks und dann für Erholungswege, zuerst für den Profit und dann noch lange nicht für die Arbeit. Man nennt das „Wahrzeichen“ einer Stadt. Es sind Generalsdenkmäler, Regierungspaläste, architektonische Organe nutzloser Parlamente, es ist frisierte, gepropte, beschnittene Natur. Es sind Plätze, aber keine Räume. Es gibt zwei Straßen. Das übrige sind Beengungen.

Der Park Palermo in Buenos Aires ist weit angelegt. Aber es ist keine organische Weite, es ist keine Atemweite, die Lungen juchzen nicht, du bleibst gedrückt auf einem vielfach breiten Wege, auf diesem Kunststraßen, an diesen Kunstseen. Du flüchtest dich in Gärten, wo du tuhwarmer Milch schlucken kannst. Kuhwarmer Milch, das ist Natur, nicht aber dieser Korsoasphalt, wo nachmittags die Bepertlen mit hängenden Herrscherminen im Auto fahren, wo die Faulenzer sich beneiden, wo eine esse Mischung von Benzin, Asphalt und Parfümdüften dir das Gehirn vernebelt. Abwärts, fern von den Geschwiegelten, findest du ein Wasser, von stilleren Bäumen umzäunt, ohne Kriegsschiffsimulationen, ohne verbrechelte Brücken, ohne Tümpelhaftigkeit, ein wirkliches Wasser. Hier konnte ich eine Stunde lang Luft holen, hier durfte ich die Stadt ausatmen. Hier war es abseits und gottlob nicht mittendrin.

Aber den Zoologischen Garten der Stadt muß ich loben. Es ist ein Prachtgarten in einem andern Sinne. Hier ist Gefiederpracht, Fellpracht, Hautpracht, hier ist ein Zwitschern, Brüllen, Hadern, Zuckern. Schnarren, daß du auflebst. Eine Kleinfunderbahn kreiselt, auf Maultieren sitzen Pausbäckchen und Fett-

waden. Es kostet wenig. Jeder kann sich den Gang, die Fahrt, den Ritt durch diesen Wundergarten leisten.

In diesen Gärten mußt du dein Söhnchen, dein Lächelchen führen. Zu den Pelikanen, den Flamingos, den unsagbar fetten Karnickeln, zu den trägtschleimigen Schlangen und zu den Affen. Auch in Berlin gibt es diese Tiere, aber dort, unter jenem tropen-näheren Himmel sind sie aufgetragter oder noch träger. Sie schnattern unartikulierter und lustiger, sie setzen organischer, sie pumphieren und krächzen instinktmäßiger, sie sind nicht so ausgestellt wie in den Tiergärten Europas. Du empfindest nicht den Herzdruck auch vor dieser Knechtschaft.

Selbstverständlich hat die Stadt ihre Villenvororte. Belgrano insbesondere. Es ist ganz die kapitalistische Stadtbildung: die Armen bleiben gepfercht oder müssen sich in schmugigen Sonderorten ansiedeln. Die Mehrwerter ruhen in Gartenvillen, dufstumschwebt. Die Mehrwerter haben ihre Spezialnatur, Spezialfahrt, Spezialpapageien, Spezialknägel und Spezialpalmen. Man nennt das „vornehme Zurückgezogenheit“. Es ist Angst, Trennung von den Mahnenden, es ist Kraftansammlung, während man den Vielen „Hygiene“ widmet. Der Mehrwerter ist gut, atmet gut, reitet, fährt und ruht gut, der Proletarier erhält Hygiene. Hygiene ist die sozial-medizinische Firma des Pauperismus, Hygiene ist die billige Humanität, das dreckige Massenbad, das Wasserloket in der Zweijahreswohnung mit zwölf Metern. Hygiene und Villenvorort, Schmierseife und Blumenduft, Chloralkali auf Gräbern und Hautpflege nach dem Warmbad und vor dem Kraftfrühstück.

Buenos Aires ist ein Einwanderergemischel, ein fürchterliches Gegeneinander der Banken aller Länder, der Exporthäuser, Bäden und Menschen. Es ist keine Heimat, es ist ein Gewirbel. Es gibt keine Traulichkeitsede, alles hat Warenhauscharakter; Unsaß, Unsaß ist die Parole. In den Hasenbassins pölen sich die Schiffe, die Palmen sind verkehrtsbestaubt, die Illuminationen, Parieireklameverwendungen, sind grell und nicht festlich, es gibt Restaurationen und keine Gasthäuser, du wirst gesättigt und nicht gespeist.

Ohne den Amigo, ohne eine Herzinsel kannst du dort nicht leben. Ich fand und landete. Freunde, Genossen fand ich, einige Lachende, Herzoffene, einige Gütige, Hilfsrasche, einige Warmpulende, Ehrlichhöfliche, anders als die Glatten mit der Phrasentünche. Wie danke ich euch andern guten Herzen, Hilfsbegeisterte, Trunkene, wahre Freunde. Ihr wart mir wie Frischluft in dieser furchtbar schwülen Stadt, Stationen des Begehnten, immer bereit mit Rat und Tisch. Ihr wirbelt nicht mit, um euch wirbelt es, und ich weiß, daß ihr und euresgleichen zur freien Zukunft Argentinien gehört.

## Sprichwörter der Armen.

Von Friedrich Wendel

Wie die Kaze um den heißen Brei, so geht die günstige Pöhllogie um die bedeutsame Tatsache herum, daß die gesamte Produktion der anonymen Volksdichtung in ihren Märchen, Liedern, Schnurren, Spottworten, und Sprichwörtern scharf ausgeprägte Merkmale der Klassenideologie der Armen und Unterdrückten aufweist. Kein Märchen ist betannt, mag es in den Wäldern des Nordens oder in den Wüsten des Orients entstanden sein, das in seinen Tendenzen herrschenden Klassen zu Grunde redete. Die Begriffe, mit denen es arbeitet, sind wie die Begriffe der Ideologie der herrschenden Klassen. Der liebe Gott des nordischen Märchens beispielsweise oder der Allah der Scheherazade entsprechen nicht dem Gottbegriff der herrschenden Priesterkassen; der König oder Kaiser des deutschen Märchens ist immer jener seltsame mystisch-unpersönliche „heimliche Kaiser“, ist nie die Zitation eines Fürsten, wie er real dem Volk im Nacken saß. Das Volkslied ist immer da am stärksten, pocht immer da am eindringlichsten an die Pforten unserer Seele, wo es ganz Lied der Armen und Einfältigen ist — die letzte große Beschwörung dieser Art war das bekannte Zwanzigerlied der hungernden Weber von Peterswalde und Langenbielau. Die Schnurre ist fast durchgängig Abrechnung mit den Unterdrückern und Ausbeutern, epigrammatisch zugepißt erscheint das Wesen dieser Gattung im Spottwort. In den Sprichwörtern aber ringt der sich bekennende Völkergest um die letzte, beste, erschöpfende Formulierung seiner klasseneigenen Ideologie. Nicht zu leugnen, daß in diesem Bewußtsein der Selbstverständigung dann und wann letzte Schreden klassenfremden Wesens auftauchen. Wo jedoch die Emanzipation siegt, und sie siegt in den Sprichwörtern der Armen, da offenbart sich der Sieg als deutliche, saubere Abgrenzung der klasseneigenen Anschauungen der „Nichtshabigen“ gegenüber den Anschauungen der Herrschenden und Ausbeutenden. Es ist bezeichnend, daß die meisten Sprichwörter dieser Gattung um die Wende des 16. Jahrhunderts, in der Zeit des kapitalistischen Erwachens also, entstanden sind.

„Armut ist des Reichthums Hand und Fuß“, das ist ein Sprichwort, das getrost als Motto vor jede Untersuchung kapitalistischer Ausbeutemechanik gesetzt werden kann. Daß das Geld, der Reichthum, die Ausbeutung, die Welt in leider vollkommener Macht regiert, sprechen die bitteren Sprichwörter aus: „Wo Geld redet, da gilt alle Rede nicht“, „Geld kann nie Unrecht tun“, „Geld wird nicht gehangen“, „Die großen Diebe hängen die kleinen“. Aber man hat auch richtig erkannt: „Geld hat einen feigen Hals“. Ungelehrt, doch richtige Geschichtseinsicht äußert sich in folgendem Wort: „Ein Reicher ist ein Schelm oder eines Schelmen Erbe“, nicht minder treffend konstatiert „Kleiner Leute wegen ward noch nie ein

\*) Anfang 1922 wurde Alfons Goldschmidt von der argentinischen Universität Cordoba gebeten, dort Vorlesungen über die Wirtschaft zu halten. Er lehrte bis Oktober 1922, erst in Cordoba, dann an den Universitäten Santa Fé, Rosario, La Plata und Buenos Aires. Was er von den Menschen und dem Lande sah, hat er in einem kleinen Buche „Argentinien“ erzählt, das im Verlag von Ernst Rowohlt Berlin, erschienen ist. Wir entnehmen dem vorliegenden Werke, dessen Lektüre wir unseren Lesern warm empfehlen, das Kapitel „Buenos Aires“.

Krieg geführt" die Dinge wie sie sind. Jörnig geißelt „Frisch Dred und sch . . . h Gold, so werden dir die Leute hold" die Gedankenlosigkeit der Menge gegenüber der Welt der Reichen, deren Wesen wie folgt charakterisiert wird: „Je reicher, je länger, so schneller, so ärger", „Wer einem Reichen gibt, der gibt dem Teufel zu lachen", „Die Reichen haben ihren Glauben in der Kiste", „Wer einem Reichen Gutes tut, erzürnt Gott im Himmel".

„Der Teufel hofiert allweil auf den größten Haufen", das ist so etwas wie die marxistische Akkumulation des Kapitals in der Sprache des Sprichworts anklingt: „Der faulsten Sau gehört immer der größte Dred" und die ganze Betrachtung bourgeoiser Weltordnung gipfelt in der Erkenntnis: „Den Reichen gibt man, den Armen nimmt man".

„Krämer" nannte man zu Bürgers und Karstadt Zeiten das, was man heute Bourgeois nennt. Damals bestand das immer wahrer werdende: „Betrug ist der Krämer Ader und Pflug", und wie der Krämer Wort einzuschlagen sei, lehrte das Sprichwort: „An der Hunde Hinten — An der Huren Winken — An der Weiber Zähren — Und der Krämer Schwören — Soll niemand sich lehren". „Dem Mageren gehen leicht die Hosen herunter" soll besagen, daß es der Ausbeutung leicht gemacht ist, die Armut auszubeuten. Aber die Ausbeutung soll auch bedenken: „Ein hungriger Magen hat keine Ohren" und „Der Bauch läßt sich nichts vorlügen". „Der Bauch lehrt viele Künste" ist ein in süddeutschen Arbeiterkreisen viel zitiertes Wort; tief schürft das heute seltener zu hörende, aber der Betrachtung sehr zu empfehlende Sprichwort: „Armut ist der sechste Sinn".

Die Verlogenheit der bürgerlichen Gesellschaft geißelt: „Die Redlichkeit preißt jedermann, und doch läßt man sie betteln gahn", der Hoffahrt des Reichthums geht zu Leibe: „Je höher der Affe steigt, je mehr er den Hintern zeigt". Ein Sprichwort aber, dessen Wahrheit nie drastischer erwiesen wurde als in unseren herrlichen Zeitaltern, ist: „Wenn's Unglück dem Reichen bis an die Knie geht, geht's dem Armen bis an den Hals".

Frühzeitig erkannte man das Wesen der Klassenjustiz: „Je mehr Gesetz, je weniger Recht", „Neuem Gesetz folgt neuer Betrug", „Je mehr Gesetz, je mehr Sünde", „Sobald Gesetz erlassen, wird Betrug gesponnen" — Sprichwörter, die für die Ergründung des Rechtsempfindens des Volkes sehr interessantes psychologisches Material beibringen.

Vom „christlichen" Staat erkannte man: „Was nicht nimmt Christus, das nimmt der Fiskus". Die Sprichwörter, die das Pfaffenamt aller Konfessionen aufs Korn nehmen, zählen nach Hunderten, die aufzuzählen, überschreitet den Rahmen dieser Plauderei, einige bezeichnende Proben herausgegriffen sein: „Pfaffen segnen sich zuerst", „Was Pfaffen heißen und Böfse, heißt schwer", „Der Pfaff lebt ein Jahr nach seinem Tode", was heißen soll, daß es infam schwer hält, pfaffliche Lehren auszurotten, „Kein Pfaffenrod ist so heilig, der Teufel schlüpft hinein", „Kirchengut hat Adlersklauen", „Je näher dem Kloster, je ärmer der Bauer", „Der liebe Gott ist überall, nur nicht in Rom, denn da ist sein Statthalter".

Zur Knechtseligkeit des Bürgertums gegenüber den Thronen sagte folgendes Sprichwort praktisch-politische Wahrheit: „Man ruft den Esel nicht zu Hof, denn daß er Säcke trage". Jedermann weiß ja: „Herrengunst und Bauernklag klingen wohl, aber währt nicht lang". Und ebenso wahr ist ja auch, und auch die eifrigste Untertanentreue hat es oft zu spüren gekriegt, daß „Große Herren lange Finger haben".

In erstem Wort manifestiert sich unerbittlicher Anspruch des Armen an Menschenrecht und Menschenwürde: „Tausend Jahre Unrecht macht keine Stunde Recht", und realpolitische Einsicht offenbart das trostige Wort: „Eine Handvoll Nacht ist besser als ein Sack voll Recht". Goldene Regeln für den Kampf der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker geben folgende Sätze: „Wohltat annehmen heißt Freiheit verkaufen", „Treib's, so geht's", „Was man treibt, das bleibt", „Besser tot als Sklave". Doch soll man bedenken, daß „bloße Rache Recht zu Unrecht macht", und vor allem soll man sich vor den Schwägern hüten, denn „Es sind nicht alle Jäger, die das Horn blasen" und „Sieh dich wohl für, denn Schaum ist kein Bier!"

## Wie man das „Neueste vom Tage" filmt.

Der Kinobesucher, der vor dem eigentlichen Programm erst noch die „Bilder der Woche" oder das Neueste vom Tage vorgeführt erhält, ahnt nicht, welche Unmenge Arbeit, was für eine gewaltige Organisation dazu nötig sind, um diese aktuellen Szenen so rasch auf die Leinwand zu zaubern. Die wenigen Fuß Film, die so schnell abrollen, sind manchmal aus Hunderten von Fuß zusammengeschnitten, und Eisfahrten über die ganze Welt hin wurden zur Erlangung der Bilder unternommen.

Bei uns ist die Auswahl immer beschränkt, aber in den amerikanischen Kinos erhält der Besucher wirklich einen Ausschnitt von Geschehnissen aus allen Weltteilen vorgelegt, und neben dem Bild des neuesten erfolgreichen Politikers oder Künstlers steht der Kriegszug irgendeines wilden Stammes aus dem innersten dunkelsten Afrika. Die großartige Organisation dieses Film-Zeitungsdienstes wird in einem amerikanischen Fachblatt geschildert. In New York ist das Hauptquartier des Film-Nachrichtendienstes, für den „nichts unmöglich" ist. In einem Bureau, das ganz mit Zeitungen, Depeschen, Nachschlagebüchern usw. angefüllt ist, sitzt der

„Chefredakteur", der Mann, der alle Fäden des über fünf Erdteile verbreiteten Gewebes in der Hand hält. Seine Hauptaufgabe besteht darin, aufzupassen, daß keine wichtige Neuigkeit fehlt, daß alles im Film festgehalten wird, was für das große Publikum irgendwie von Interesse sein könnte. Er braucht nur ein Wort zu sagen, und schon verbindet der drahtlose Dienst ihn mit Städten, die Tausende von Kilometern entfernt sind, und er gibt seinen Mitarbeitern, alles erfahrenen Kameraleuten, den Auftrag, dahin oder dorthin zu eilen. Und schon hat der Photograph ausgepackt, um den Vorfall zu verfilmen, auf den er von dem Hauptbureau aus aufmerksam gemacht worden ist.

Um die größte Schnelligkeit zu erzielen, wird keine Ausgabe gespart, und manchmal werden ganze Vermögen ausgegeben, um den Kameramann auf dem kürzesten Wege nach dem Schauplatz zu befördern. Flugzeuge, die stärksten Kraftwagen, Motorräder, Dampfbarkassen und die anderen modernsten Mittel der Beförderung müssen ihm in seinem Wettrennen mit der Zeit helfen. Wenn ein Filmphotograph durch ein bestimmtes Gebiet in größter Eile nach einem Schauplatz eilt, etwa nach einer Hauptstadt des Baltans, dann werden von dem Hauptquartier aus alle Vorbereitungen getroffen, um jedes Hindernis aus dem Wege zu schaffen. Auf den einzelnen Stationen, wo die Organisation ihre Mitarbeiter besitzt, warten die Helfer, die auf drahtlosem Wege unterrichtet sind. Vielleicht hat der Photograph seinen Wohnort ganz plötzlich ohne die nötigen Vorbereitungen und Apparate verlassen müssen, und während er im Orient-Express nach Lausanne fährt, zerbricht er sich den Kopf, wie er wohl nach Konstantinopel kommen wird. Aber bei einem Aufenthalt, vielleicht in Triest, findet er ein drahtloses Telegramm vor: „Flugzeug wartet auf Sie in X, Flieger wird direkt mit Ihnen nach Y fliegen, wo Auto für die übrige Strecke wartet."

Ist der Film glücklich aufgenommen, wobei auch noch viele Schwierigkeiten zu überwinden sind, die im Wetter, in der Umgebung, in tausend anderen Dingen liegen können, dann wird er rasch entwickelt und auf dem schnellsten Wege nach dem Hauptbureau gesandt, entweder durch Flugzeug oder Schnellzug. Es ist nicht ungewöhnlich, daß der Photograph 1000 Fuß gutes Material schickt und daß doch nur 25 Fuß davon gebraucht werden. Sobald das Negativ fertig und trocken ist, wird der Film wieder und wieder abgerollt und auf die gewünschte Länge zusammengeschnitten. Da es ein Negativ ist, so kann man nur schwarze Gesichter und schattenhafte weiße Körper sehen, und das Ganze macht einen geisterhaften Eindruck. Der Kenner weiß aber sehr genau die Wirkung im Positiv zu beurteilen. Das zurechtgeschnittene Positiv wird dann nach allen Teilen der neuen Welt und auch nach Europa versandt, und nach wenigen Stunden leuchtet die Szene in Hunderten von Kinos auf. Wird aber das Flugzeug verwendet, um die Rüstäden mit dem fertigen Film zu befördern, dann ist es nur eine Sache von Minuten, bis das „Neueste vom Tage" im lebendigen Bild vor den Zuschauer tritt.

## Nachtmarsch!

Von Willi Birnbaum.

Stodunkle Nacht  
und Regen . . . gleichförmig, monoton.  
Schlammige Straßen.  
Wir schreiten Reih um Reih schweigend und mißgestimmt  
mit schwerer Last  
leuchend,  
stundenlang . . . Ewigkeiten! . . .  
Dann und wann ein Fluch . . . ein Aufklatschen . . . Es spritzt  
der Dred bis ins Gesicht. Wieder einer marode!  
Wir ändern  
beißen die Zähne zusammen! . . .  
Ein winzig' Licht  
in der Ferne, von der Höhe blinkt . . . und wirft.  
Ob wir's erreichen?! . . .  
Bange Frage in Nacht und Regen sich von den Seelen ringt.  
Die Führer trösten, sprechen Mut: Eine Stunde noch!

„Eine Stunde noch!" . . . Drei sind's indeffen geworden!  
Und noch immer eine Stunde!  
Kleinmut, Verzweiflung, Grimm, Troß in allen.  
Die Führer krampfen die Hände zusammen: Wenn wir's nur  
schaffen! . . .

Der Morgen dämmert. Grau — trüber Tag sich lichtet. Noch  
immer der Regen in müde Gesichter sprüht.  
Es ist erreicht!! Das Licht aber erloschen . . .  
Ein zerhossen Dorf auf Hochebene sich breitet.  
Wir sinken todmüde in zugigen Scheunen auf nasses Stroh . . .  
strecken die schmerzigen Glieder. Ein Gefühl seliger Wohltat über-  
kommt uns. Unsere Körper dampfen.  
. . . Das war 1916 . . . im Felde . . .  
Und heuer . . . ebenso:  
Ganz Deutschland marschirt durch Nacht und Mühsal und  
Grauen!!

.....

**Vererbung des Schielens.** Darauf, daß das Schielen sich in manchen Familien vererbt, ist man schon seit einer Reihe von Jahren aufmerksam geworden, und seitdem findet man in der wissenschaftlichen Literatur immer mehr Fälle aufgeführt. Manchmal läßt sich das Schielen in einer Familie durch vier Generationen verfolgen, und man würde es vielleicht noch weiter nachweisen können, wenn man mehr Nachrichten über die Vorfahren hätte. In einem Falle war das Schielen nur auf die männlichen Nachkommen beschränkt, trat hauptsächlich auf der linken Seite auf und war mit Schwachsigkeit verbunden. Der Großvater schielte auf der linken Seite, die Großmutter nicht. Sein Sohn schielte schon seit früher Kindheit, und zwar gleichfalls links. Dieser hatte in erster Ehe zwei Töchter und einen Sohn, die Töchter schielten nicht, der Sohn aber recht stark. In zweiter Ehe hatte er sogar zwölf Kinder, von denen einige allerdings sehr jung starben; von denen, die aufwuchsen, schielten die Knaben, die Mädchen nicht. Das zeigte sich sogar bei einem Zwillingsspärrchen, das aus einem Knaben und einem Mädchen bestand. Nur ein Mädchen soll eine Ausnahme gemacht haben; als es zur jungen Dame herangewachsen war, schielte es zwar nicht mehr, aber nach Angabe der Mutter hatte es als Kind eine Zeit lang an diesem Fehler gelitten, und zwar auch am linken Auge. Von den älteren Kindern ist ein Sohn bereits verheiratet, und unter seinen, bisher drei, Kindern tritt dieselbe Familienüberlieferung auf: ein Sohn schielt, eine Tochter nicht, der jüngere Sohn allerdings auch nicht. Es ist zu bemerken, daß die hereingeheirateten Mütter durchaus normale Augen hatten. Sie trugen also zur Verbesserung der Nachkommenschaft in dieser Hinsicht nichts bei.

Naturwissenschaft

**Kräfte der Pflanzen.** Sehr bekannt geworden ist die Friedhofsbirke in Hannover, deren Wurzeln nicht allein einen schweren Eisblock von einem Grabe hoben, sondern dabei auch eine starke Zementkammer sprengten. Das Schien eine besondere Kraftnatur unter den Pflanzen zu sein. Aber die Botaniker haben nachgewiesen, daß sie durchaus keine Ausnahme bildet. Schon der Druck der wachsenden Keimwurzel einer Bohne beträgt 300 Gramm. Und was für Kräfte sind am Werke, wenn im felsigen Gebirge die Baumwurzeln wie Keile in die Gesteinspalten dringen und schließlich den Fels in einen Trümmerhaufen von größeren und kleineren Steinen zer Sprengen! Eine 10 Zentimeter dicke und 100 Zentimeter lange Baumwurzel übt einen Druck von 6000 Kilogramm aus. Ungemein stark ist auch die Kraft, die bei dem Dickenwachstum der Bäume, bei der Bildung der Jahresringe in Erscheinung tritt. Ein Gegendruck von zwei oder drei Atmosphären macht für einen Baum gar nichts aus. Zehn bis fünfzehn Atmosphären müßten in der passenden Weise angebracht werden, also 10—15 Kilo auf den Quadratzentimeter der Baumfläche drücken, um das Wachstum zu hindern oder wenigstens zu verlangsamen. Es sind Riesenkraft, die hier arbeiten, ohne daß wir es merken. Eine Eiche von einem Meter Durchmesser und entsprechender Höhe ist imstande, einen Gegendruck von 1 bis 2 Millionen Kilo noch zu überwinden, allerdings verlangsamt sich dabei die Dickenzunahme des Baumes; ein Gegendruck von einer halben Million Kilo wird von solch einem Baum glatt überwunden, als ob er nicht da wäre.

**Die Pappel von Wörth.** Alle Pflanzen, die aus einer anderen durch Stecklinge gezogen sind, können nicht als deren Nachkommen betrachtet werden, sondern nur als losgelöste Teile der Stammpflanze. Dies zeigt sich besonders am Altern der Stecklinge. Da sie nur gewachsen, nicht geboren sind, besitzen sie streng genommen genau dasselbe Alter wie ihre Stammpflanze und müßten mit ihr zu gleicher Zeit absterben, wenn diese ihre natürliche Altersgrenze erreicht hat. In vielen Fällen scheinen die Beobachtungen dieser Annahme zu entsprechen. So kann man schon seit vielen Jahren bemerken, daß die seit Napoleons I. Zeit als Landstraßenbaum so beliebte Pyramidenpappel nicht mehr so lebenskräftig ist als früher; die Bäume kränkeln, verdorren von der Spitze her, und zwar zeigt sich das in ganz Deutschland, unabhängig vom Boden und von klimatischen Verhältnissen. Es hat sich herausgestellt, daß alle bei uns angepflanzten Pyramidenpappeln männlichen Geschlechts sind und direkt oder indirekt durch Absenker von einer vor mehr als 100 Jahren aus dem Orient eingeführten und in den Wörthher Park verpflanzten Pappel herkommen. Vielleicht hat die Stammpflanze unserer Pappeln ihre natürliche Altersgrenze erreicht, so daß nun auch ihre Stecklingsnachkommen einzugehen beginnen. Von manchen Seiten wird allerdings betont, daß diese Degenerationserscheinungen nicht genügend durch Beobachtungen belegt sind. Ähnliches ist der Fall bei allen den Kulturpflanzen, die nur durch Stecklinge vermehrt werden und nach einer bestimmten Zeit ihre Lebensfähigkeit einbüßen sollen. So bildet die La-France-Rose gleichsam einen einzigen großen, über die ganze Erde verbreiteten Rosenbusch, dessen einzelne Stöcke gerade jetzt, trotz sorgsamster Pflege, in großer Zahl eingehen. Viele Kartoffelsorten entarten nach einiger Zeit ebenfalls, denn die Vermehrung durch die Knollen ist gleichbedeutend mit einer Vermehrung durch Samen. Und die edle Malvasier-Rebe ist auf diese Weise schon längst aus der Liste des Lebendigen gestrichen und wird keinen Fallstaff mehr verführen.

**Volkszählung bei den Ameisen.** Niemandem ist es bisher gelungen, die Zahl der Termiten oder weißen Ameisen zu zählen, die sich in einem riesigen Hügel befinden, wie sie diese Insekten in den tropischen Ländern erbauen. Diese Hügel sind ganze Städte mit Millionen von Einwohnern und eine einzige dieser Termiten-Großstädte dürfte vielleicht soviel Bewohner umschließen, als es überhaupt Menschen auf der Erde gibt. Ueber die Siedlungen unserer heimischen Ameisen sind wir besser unterrichtet. Der große Insekten-Forscher Sir John Lubbock schätzte die Zahl der Ameisen, die in einem Nest von durchschnittlicher Größe leben, auf etwa eine halbe Million. Diese Schätzung erschien aber zu groß. Ein anderer Forscher, Young, hat mit Hilfe von Giftgasen die Ameisen im Hügel getötet und die Toten gezählt. Die Ergebnisse beliefen sich auf 93 694 Tiere, auf 64 470, 53 018, 19 333 und 17 828. Nimmt man an, daß etwa 10 000 Ameisen dem tödlichen Gift entgangen sind, so ist doch anzunehmen, daß selbst große Ameisenhögel keine größere Bevölkerung haben, als etwa 100 000 Tiere. Ameisenstädte sind viel größer, als die aller anderen Insekten, die in Kolonien leben. Ein Bienenstock, der reich bewohnt ist, enthält nur etwa 15 000 Tiere, und doch legt eine Königin in den 4 Jahren ihres Lebens etwa 4½ Millionen Eier. Ein großes Wespennest beherbergt etwa 4000 Einzeltiere. Hornissen leben zwischen 100 und 200 in einem Nest, und die Hummeln finden sich nur zu 30 bis 100 zusammen.

**Die Schnelligkeit der Fische.** Ueber die Fluggeschwindigkeit der Vögel ist schon viel geschrieben worden, aber man hat sich selten die Frage vorgelegt, wie schnell die Fische schwimmen können, wie ja überhaupt das Leben der Wasserbewohner sich nicht so leicht der unmittelbaren Beobachtung darbietet. Viele werden verwundert sein zu hören, daß die Schnelligkeit der Fische gar nicht sehr hinter der der Vögel zurückbleibt. Ein englischer Beobachter teilt einige Tatsachen darüber mit. Er versuchte zuerst die Schnelligkeit der Forellen in einem klaren Wasser zu ermitteln, nachdem er sie durch Hineinwerfen kleiner Steine aufgeschreckt hatte. Sie wurden dadurch zu schnellster Bewegung veranlaßt, und eine Reihe von Versuchen ergab schließlich, daß die Forelle eine Geschwindigkeit von 45 Kilometern in der Stunde zu erreichen vermag. Bei einer Fahrt von Charlestown nach Jacksonville in Florida beobachtete derselbe Naturfreund eine Schar Lümmler, die in Keilformation vor dem Schiffe her schwammen. Plötzlich sah er, wie sie, augenscheinlich auf irgendein Zeichen, sich in zwei Geschwader teilten, die beide umdrehten und um das Schiff herum schwammen, um dann sofort wieder zu ihrer früheren Stellung vor dem Schiff zurückzukehren. Der Dampfer bewegte sich unterdessen mit einer Fahrgeschwindigkeit von 15 Knoten. Da das Manövrier sich mehrfach wiederholte, kamen alle, die es sahen, zu der Ansicht, daß die Lümmler etwa dreimal so schnell als das Schiff schwammen, also gut ihre 80 Kilometer in der Stunde zurücklegten.

Erdfunde

**Bodensenkungen in Deutschland.** Unsere Mutter Erde ist durchaus nicht so unveränderlich und fest, wie wir denken, selbst nicht in unseren von Erdbeben wenig heimgesuchten Gegenden. So wurde kürzlich eine interessante Beobachtung aus Bückeburg mitgeteilt. Bei der Stadt liegt der sogenannte Weinberg; von diesem konnte man in den Jahren 1856—62 den Iba-Turm auf dem eine halbe Meile entfernten Harri niemals sehen, jetzt aber ist er sichtbar. Entweder hat sich also der Harri gehoben oder der Weinberg, oder es ist zwischen beiden Punkten eine Senkung eingetreten. In dem Dorfe Grona bei Göttingen wird der Kirchturm eines anderen Dorfes, Nitor, immer besser sichtbar. Ähnliche Beobachtungen sind in der ganzen Gegend in ziemlicher Menge gemacht worden. Auch Thüringen bietet zahlreiche Beispiele. Es müssen im Innern der Erde Verwerfungen stattfinden, vielleicht auch Auslaugungen von Salzlagerstätten, die so langsam vor sich gehen, daß sie nicht beachtet werden, bis eines Tages die Wirkungen sich zu einer beachtlichen Größe addiert haben. In der Nähe der Ostsee dürfte sich in einiger Zeit auch die fortdauernde Senkung der Meeresküste in ähnlicher Weise bemerkbar machen.

Völkerkunde

**Der Blick für die Rasse.** Wenn Japaner nach Europa reisen, legt der Dampfer immer kurze Zeit in Hongkong an. Dort treffen die Japaner auf zahlreiche Personen, die ihnen wie Landsleute vorkommen und mit denen sie deshalb japanisch zu sprechen versuchen. Wenn sie dann nach Jahren aus Europa zurückkommen, finden sie nicht mehr so viel Japaner in Hongkong. Die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung ist, daß jene vermeintlichen Japaner in der Tat sogenannte „Portugiesen“ waren, d. h. Mischlinge und Makao, die meist von Chinesen und Portugiesen abstammten. Diese Leute sehen zunächst den Japanern ziemlich ähnlich, aber wenn die Japaner nachher längere Zeit in Europa gelebt haben, hat sich ihr Blick für die Rassenunterschiede geschärft. Der Japaner Adachi war zuerst der Ansicht, daß man von einer gelben Rasse eigentlich nicht sprechen sollte. Die mongolischen Völker hätten in ihrer Hautfarbe alle Abstufungen von dem europäischen Weiß bis zu einem hellen Braun. Als dieser Adachi aber eine Zeitlang in Europa gelebt und sich dadurch die weiße Hautfarbe der Europäer fest eingepägt hatte, erkannte er den gelben Ton seiner Landsleute recht deutlich; er hatte den Eindruck, als litten sie alle an Gelbsucht! Es ist wichtig darauf hinzuweisen, daß die Beobachtung von einem Japaner und nicht von einem Europäer herrührt.